

Walter Kaufmann

AM KAI DER HOFFNUNG

Impressum

Walter Kaufmann

Am Kai der Hoffnung

Stories

ISBN 978-3-86394-569-5 (E-Book)

Das Buch erschien erstmals 1974 im Verlag der Nation, Berlin.

Übersetzung aus dem Englischen von:

Elga Abramowitz (Die Botschaft, Bert Currigans Weg nach oben, Anonymes Bekenntnis, Der lange Weg nach Hause, El Dorado, Jenseits der Erfüllung, Punkt ohne Wiederkehr, Landgang in Cárdenas),

Heide Lipecky (Und was wirst du morgen tun?),

Hans Petersen (Vertrauensprobe),

Hannelore Sanguinette (Die Heimkehr des Eingeborenen),

Johannes Schellenberger (Die Patrioten, Der Mann im Zug, Billy McCreas Zukunft) und

Helga Zimnik (Ruf der Inseln, Kein Platz auf dieser Welt, Feuer am Suvastrand, Der Fluch von Maralinga, Der Witz des Jahres, Eva, Die Erschaffung des Richard Hamilton, Unter grausamer Sonne, Der Inspektor, Wo ist Tommy?, Mitternachtsfahrt, Die rote Rose, Home, sweet home, Die Zähmung des Patrick Mulligan, Dilemma, Handel in Imbituba, Nacht ohne Morgen, Kapitulation).

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Foto: Barbara Meffert

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Ruf der Inseln

Sie war nicht wie die anderen Töchter der Fidschi-Inseln, nicht so redselig, ruhiger, zierlicher aber auch nicht so schön. Im Vergleich zu ihnen war sie mager, hatte eine viel dunklere, fast schwarze Haut, und ihr Gesicht war auf Stirn und Wangen von Blatternarben entstellt. Doch ihre Augen, die Augen ihrer Mutter, waren groß und leuchtend wie zwei stille Weiher in einer rauen Landschaft, und ihre Stimme, die Stimme ihres Vaters, war leise und sanft wie das Raunen des Windes in den Blättern der Palmen. Die Besatzung der „Rosa“ kannte Caroline aus Suva und wusste, dass sie dem Seemann Keith Forrest gehörte, der in Sydney Frau und zwei Kinder hatte.

Keith Forrest ging nach mittschiffs und klopfte an die Kajütentür.

„Herein!“, rief der Erste Offizier.

„Kann ich heut nachmittag freihaben, Mister?“

Der Offizier blickte auf, zögerte. „Meinetwegen“, antwortete er dann. „Seien Sie morgen früh zurück.“

„Es ist schwer, einem so guten Matrosen etwas abzuschlagen“, erklärte er dem Zweiten, als Forrest außer Hörweite war, „Außerdem ...“ Er machte eine Eintragung in den Arbeitsplan und ließ das übrige, das allgemein bekannt war, unausgesprochen.

Keith Forrest zog das Hemd und die verdreckte Arbeitshose aus und duschte sich. Das Wasser war lauwarm und nicht erfrischend; den ganzen Vormittag über hatte die Tropensonne auf die Wassertanks herabgebrannt. Während er übers Deck zu seiner Kajüte ging, ließ er sich von der Seebrise trocknen und abkühlen. Aus seiner Seemannskiste nahm er ein frisches Hemd und eine saubere Drillhose und kleidete sich langsam an. Er stieg, ohne ein Wort mit jemandem zu sprechen, die Gangway hinunter und lief den Kai entlang zu den Toren. Eingeborene Händler umringten ihn, sobald er heraustrat. „Schönes Armband für Mädchen, schöne Muscheln, schöne Kette ...“

Sie hielten ihm die aufgereihten Muscheln lockend vors Gesicht, so nahe, dass Keith Forrest den Geruch ihrer dunklen Haut wahrnehmen konnte. Er blickte sich um. Und dann hörte er ihre sanfte Stimme - wie immer sprach sie seinen Namen falsch aus.

„Kei, o Kei!“

Der Matrose lächelte. Die Spannung in ihm löste sich, der suchende Ausdruck wich aus seinen Augen. „Caroline“, sagte er leise.

„Kei, o Kei!“

Das schienen die einzigen Worte zu sein, die sie kannte. Er berührte ihren Arm. Sie stand reglos, wie gebannt, nur ihre Augen umfassten ihn mit verzehrendem Feuer.

„Komm, Caroline!“

Hand in Hand schlenderten sie über den belebten Marktplatz. Ein Zollbeamter musterte sie scharf, spuckte aus und wandte sich ab. Die Einheimischen sahen ihnen nach, als sie hinter den Verkaufsständen verschwanden und den Weg entlanggingen, wo Palmen in langer

Reihe den Strand säumten und das dahinter liegende Grashüttendorf abgrenzten.

„Sa tabu“, sagte ein Fidschi, „sa tabu, tabu ...“

Keith Forrest war ein hochgewachsener, ruhiger, gut aussehender Mann, dem die Frauen nachschauten, doch er hielt sich von ihnen fern. Er war fünfunddreißig Jahre alt und zwanzig davon auf Schiffen um die Welt gefahren. Vor zehn Jahren hatte er in Sydney eine Verkäuferin geheiratet, hatte um ihretwillen als Decksmann auf einem Schlepper angemustert und von der Reling aus zugesehen, wie die großen Überseedampfer den Hafen verließen und an den Riffen vorbei Kurs aufs offene Meer nahmen. Ein ganzes Jahr lang war er tagtäglich, die Arbeitstasche unterm Arm, mit einer holpernden Straßenbahn zum Hafen gefahren, und ein ganzes Jahr lang hatten der Verkehrslärm, die Neonlichter, die fieberhafte Unrast des Großstadtgetriebes ebenso an seinen Nerven gezerrt wie das eintönige Leben in seinem Häuschen mit den Küchengerüchen und der rostigen Badewanne und dem großen eisernen Bett, in dem er mit Agnes schlief. Und als das Jahr um war, hatte er gesagt: „Ich such mir wieder ein Schiff.“

„Aber bei unserer Heirat hast du versprochen ...“

„Ich hab's versprochen, ich weiß“, hatte er erwidert. „Aber ich kann nicht anders, Agnes!“ Damit war er gegangen und hatte sich auf dem ersten Frachter anheuern lassen, der Mannschaft suchte.

Jetzt lag Keith Forrest in der kühlen Grashütte auf einer Matte und sah zu, wie die Brecher regelmäßig an den gelben Strand schlugen. Fein wie Spitze schimmerte der Schaum im Sonnenlicht. Zwei nackte Fischer, dunkelbraun vor dem hellen Sand, rannten lachend am Wasser entlang, die Speere zum Fischfang in den erhobenen Händen.

„Na-i-yai-ya-na-ei ...“

Ihre Stimmen waren noch zu hören, als sie bereits außer Sichtweite waren. Einmal klang Lachen herüber, hell und triumphierend wie eine Glocke, und Keith Forrest sah im Geiste einen silbrig glänzenden Fisch am Speer zucken.

Er wandte sich zu Caroline: „Frau ...“

„Kei, ja.“

„Komm her, ich will mit dir reden.“

Er redete zu ihr, die alles und nichts verstand, sprach von all den Dingen, die ihm im Kopf herumgingen: von Schiffen und Seeleuten, von Streiks und Schulden und Agnes' leerem Leben, von trostlosen Straßen mit dicht aneinandergewängten Häusern, die sich nur durch ihre Nummern unterscheiden, vom Ruß, der von den Gaswerken kommt und in jede Spalte dringt, und von dem Husten, den sein Jüngster nicht los wird, weil das Haus immer feucht ist, besonders im Winter.

„Was hältst du von einem Mann, der seine Frau im Stich lässt?“, fragte er plötzlich. „Keinen Dreck wert, eh?“

Caroline versuchte aus seinem Gesicht zu lesen, was für eine Antwort er hören wollte. Schließlich schüttelte sie ganz leicht den Kopf.

„Du hässliches, pockennarbiges kleines Ding“, sagte er mit weicher Stimme. „Du glaubst nicht, dass ich sie verlassen habe, eh, vielleicht hast du recht.“

Für ihre Ohren war jedes seiner Worte eine Zärtlichkeit. Sie lachte leise, glücklich. Er zauste ihr hartes, krauses Haar. Sie presste die Brüste an ihn, schob die schmale braune Hand unter sein Hemd und streichelte ihn.

„Sag meinen Namen“, murmelte er.

„Kei ...“

„Nein, Keith!“

„Kei“, wiederholte sie.

„Was ist das?“

„Hand.“

„Und das?“

„Augen.“

„Und das?“

Sie zuckte die Achseln. „Kei - nein.“

„Das ist ein Brief“, erklärte er, „von Agnes.“

Auf einmal war es kein Spiel mehr. Er wandte sich ab, ohne sie jedoch loszulassen, und sah zu, wie der glutrote Sonnenball ins Meer versank.

Mit dem Abend kam Leben ins Dorf. Fischer gingen an der Hütte vorbei, die Frauen machten sich an ihre Arbeit, man hörte ihr Schwatzen und die Schritte ihrer nackten Füße, wenn sie das Gras streiften. Von fern wehte der Geruch eines röstenden Wildschweines heran.

„Wenn die ‚Rosa‘ das nächste Mal in Suva anlegt, wirst du einen eigenen Mann haben, Caroline, eh?“

„Kei?“

„Du wirst einen eigenen Mann haben.“

„Ich bring dir zu essen. Du mein Mann!“, sagte sie.

Sie glaubte es, sie, die Unansehnliche im Dorf, sie, die Junge, die Tochter eines Negers, eines Matrosen, der ein Fidschimädchen geschwängert hatte und dann wieder verschwunden war, niemand wusste, wohin. Sie glaubte es wirklich in ihrer grenzen- und bedingungslosen Hingabe an diesen Seemann, der über das weite Meer aus einem Land der Weißen zu ihr gekommen war, nicht einmal, sondern so oft, dass er jetzt ihr Mann war. Jeder wusste, dass sie Kei gehörte. Keiner der Männer im Dorf rührte sie an, und die Frauen musterten ihren Leib. Auch wenn er fern von ihr war, sah sie ihn stets, sie sah sein Schiff und wusste immer genau, wo es gerade war, sodass sie ihn niemals, nicht ein einziges Mal in achtzehn Monaten, unten im Hafen von Suva verfehlt hatte.

Die Nacht war noch jung, als Keith Forrest die Hafenkneipe betrat. Er hörte lautes Gelächter, raue Männerstimmen und das Kreischen von Frauen, doch er konnte kaum etwas sehen in der dicken Luft. Von den Tischen stieg Rauch auf und sammelte sich zu Schwaden vor dem träge rotierenden Ventilator an der Bambusdecke. Die fette dunkle Frau, die allein unter der Lampe neben der Tür saß, stellte ihr Glas ab und wandte ihm das Gesicht zu.

„Wie geht's, Keith?“, lallte sie.

„Sind die Jungs hier?“

„Aber ja, dort hinten.“ Sie deutete unbestimmt in die Richtung des Lärms.

Keith Forrest ging zu einem großen runden Tisch in der dunkelsten Ecke des Raumes, wo ein paar Seeleute mit Halbblutfrauen tranken. Zahlreiche leere Flaschen standen auf und unter dem Tisch.

„Setz dich“, forderte ein Matrose ihn auf und schob ihm mit dem Fuß einen freien Stuhl hin.

„Heute nicht“, antwortete Forrest, „ich hab was zu erledigen.“

Der Matrose blies eine Rauchspirale an die Decke. „Caroline?“, fragte er sachlich.

Keith Forrest verschloss seine Gedanken an Caroline, alles, was er an diesem Nachmittag in der Grashütte erlebt und gefühlt hatte, fest in sich.

„Ich hab was zu erledigen.“

„Schon gut, Keith“, sagte der Matrose. „Hier, stärk dich erst mal.“

Forrest nahm das angebotene Bier, dann sah er sich suchend im Raum um. „Weißt du, wo Carlson steckt?“

„Der hat sich den ganzen Abend noch nicht blicken lassen“, entgegnete der Matrose. Er winkte Forrest näher zu sich heran. „Hör mal“, fügte er hinzu, „du bist doch nicht sauer, weil ich mich in deine Angelegenheiten gemischt habe?“

„Ach was, Tim.“

„Keinen von uns interessiert es, was du in deiner freien Zeit tust.“

„Ist schon gut, Tim“, sagte Forrest leise.

Der Matrose drehte sich auf seinem Stuhl herum. „Ruhe mal!“, rief er. „Hat einer von euch den Bootsmann gesehen?“

Alle Augen waren jetzt auf Keith Forrest gerichtet, die Frauen betrachteten ihn wohlgefällig, die Männer etwas beunruhigt. Keiner wusste, wo der Bootsmann war.

„Wir bringen das schon in Ordnung, wenn du morgen fehlst“, bot ihm einer der Seeleute an.

„Danke, Jungs.“ Forrest wünschte, er könnte ihnen besser danken. Er wandte sich um und trat aus der Kneipe, hinaus in die warme, tropische Nacht.

„Caroline!“, rief er, und als er ihre Gestalt zwischen den Palmen auftauchen sah, spürte er auch schon ihre Hand in der seinen. „Komm!“

Jetzt ging er diese stille Straße in Suva entlang, der Lärm aus der Kneipe hinter ihm verlor sich in der schwülen Luft. Er musste an Agnes denken und an das Leben, dem er den Rücken zu kehren versucht hatte. Mit dem Scharfblick eines Menschen, der die Dinge klarer erkennt, wenn er sie aus einem gewissen Abstand betrachtet, sah er jetzt jede Einzelheit seines Heims in Sydney deutlich vor sich, begriff plötzlich, woher die Falten in Agnes' Gesicht kamen, wie die Sorge um das Geld ihr Leben zermürbte, und auf einmal wusste er, dass es so nicht weitergehen konnte. Dies würde seine letzte Nacht mit ihr sein, mit seiner Caroline, die sich so oft jeder seiner Launen unterworfen hatte, die jeder Bewegung von ihm gefolgt war, die mit ihm entflammt und mit ihm erloschen war. Er hatte kein Recht, sich treiben zu lassen, während Agnes ...

„Caroline“, sagte er und fühlte, wie der Druck ihrer Hand sich verstärkte.

„Kei ...“

„Man sagt, wer einmal auf den Inseln gewesen ist, kommt immer wieder.“

Sie lachte weich, seine Stimme hatte gütig und zärtlich geklungen.

„Nein, Caroline, lach nicht!“

Sofort war sie so still, dass er sie nur noch neben sich spürte.

„Ich komme nicht wieder“, sagte er.

Von fern konnten sie Gitarrenklänge und den Gesang vieler Stimmen hören.

„Hast du mich verstanden, Caroline?“

„Tralala, ja. Komm, Kei“, antwortete sie und versuchte ihn zu der Musik hinzuführen, die vom Dorf her durch die Nacht klang.

„Heute Nacht bleibe ich bei dir“, erklärte Keith Forrest. „Und morgen den ganzen Tag, und dann - nie wieder.“

„Nie wieder, tralala?“, fragte sie, plötzlich ängstlich geworden. Aber noch erfasste sie nicht die volle Bedeutung seiner Worte.

„Nie wieder“, wiederholte er.

Er beschleunigte seine Schritte. Bald eilten sie zwischen den Palmen hindurch und über das Grasland vor dem Dorf am Meer.

„Isa Lei ...“, sangen die Fidschi, und die Gitarrenmusik war jetzt stark und klar.

„Kei, o Kei“, sagte Caroline glücklich.

Der Seemann nahm sie auf die Arme, genau wie an dem Tage, da er sie gefunden hatte, und trug sie zu den Grashütten, die sich als dunkle Umrisse undeutlich gegen die Nacht abhoben. Der Mond war schmal, aber die Sterne leuchteten hell, wie reines Kristall, und die Wellen des Meeres warfen einen silbernen Glanz auf den Strand von Suva.

Kein Platz auf dieser Welt

Ma Baker, viel beleibter und dunkelhäutiger als die meisten Halbblutfrauen auf den Fidschi-Inseln, klatschte in die dicken Hände und rief mit kindlich hoher Stimme wie jeden Abend: „Los, ihr Matrosen, es ist Nacht - zurück an Bord, an Bord!“

Eine Stunde oder länger hatte sie mit königlicher Unbeweglichkeit in dem Rohrsessel am offenen Fenster gethront. Die ganze Zeit schien sie überhaupt nicht auf das zu achten, was rings um sie geschah - in dem gedrängt vollen, verrauchten Raum wurde getanzt und kräftig gesungen -, schien sie nichts zu interessieren als die Kawaschale mit dem Geld auf dem Tisch vor ihr. Endlich hatte sie mit einer schnellen, gierigen Bewegung die Schale in ihrem Schoß ausgeleert und in den ausländischen Silbermünzen und Geldscheinen herumgepickt wie ein Huhn im Korn, bevor sie alles in einen Lederbeutel stopfte, der ihr an einer Schnur um den Hals hing.

Die Münzen hatten matt geschimmert im gelblichen Licht der schweren Sturmlaterne im Fensterrahmen. Ma Bakers Augen waren gierig und hart gewesen, als sie mit festen weißen Zähnen in das Metall biss, um es auf seine Echtheit zu prüfen. Als sie ihre Beute eingesteckt hatte, legte sich ein versonnener Ausdruck über ihre Züge.

Sie verharrte in ihrem Sessel, ganz unberührt von dem herrschenden Lärm, bis schließlich ein befriedigtes Lächeln ihr Gesicht belebte.

„Gute Nacht euch allen“, wiederholte sie, „zurück an Bord, an Bord!“

„Hat sich's gelohnt heut abend, Ma?“, erkundigte sich einer der Seeleute und spuckte einen Zigarettenstummel auf den Fußboden.

„Ja, ja, und schönen Dank euch allen!“, entgegnete Ma Baker.

„Aber jetzt ist Schluss mit dem Tralala.“

Sie erhob sich schwerfällig und watschelte durch den Raum, um ihre Gäste zum Aufbruch anzutreiben, während ihre älteste Tochter, ein schlankes, attraktives, hellhäutiges Geschöpf von neunzehn Jahren, die fast den ganzen Abend lang einem alten Klavier in der Ecke bunte Melodien entlockt hatte, das Abschiedslied der Maori anstimmte. Sie spielte falsch und zu schnell, als wollte sie es hinter sich bringen.

„Genug jetzt, Marcelle!“, rief Ma Baker, und das Mädchen klappte heftig den Deckel zu, hob das fein geschnittene Gesicht und warf einen kurzen Blick auf den australischen Heizer, einen Mischling, der am Klavier lehnte und sie den ganzen Abend mit unverhohlener Bewunderung angesehen hatte.

„Was guckst du so, Jacky?“, fragte sie. „Nenn mich nicht so, nur dumme Weiße nennen mich Jacky.“

„Ich bin selbst fast eine Weiße“, behauptete das Mädchen. „Du bist schön, das stimmt, aber du bist nicht weißer als ich.“

„Mein Großvater war ein Weißer, mein Vater war ein Weißer - was bin dann ich?“, zischte sie ihn an und stieß seine Hand weg, als er sie anfassen wollte.

„Ich könnte dich lieben, Marcelle“, sagte der Seemann mit rauer, flüsternder Stimme.

„Mich lieben!“, höhnte sie, lachte hell auf und schlüpfte durch den Vorhang in ein Hinterzimmer, in das ihre beiden jüngeren Schwestern bereits vor einer Weile verschwunden waren.

Einen Augenblick lang stand der Seemann unschlüssig in dem leeren Raum, dann steuerte auch er auf den Ausgang zu, wo Ma Baker ihn zurückhielt. „Hast du schon bezahlt, Jack?“

„Was hab ich denn zu bezahlen, Ma? Ich hab nichts getrunken.“

„Jeder bezahlt, Jack.“

Er schob eine Hand in die Hosentasche und zog die erste Banknote heraus, die ihm in die Finger kam - eine Fünfpfundnote. „Hier, Ma, und danke.“

„Ah!“, rief die Frau aus. „So viel Geld!“

„Schon gut.“ Er wandte sich zum Gehen.

„Wir mögen dich, Jack“, sagte Ma Baker mit gieriger Leidenschaft zu ihm, „Marcelle auch. Komm in einer halben Stunde wieder, dann schick ich sie zu dir raus.“

Jack Davis warf der Frau einen argwöhnischen Blick zu. An den drei Abenden, die er in ihrem Hause gewesen war, hatte sie sich kaum herabgelassen, ihn zu bemerken.

„Ich meine es ehrlich, wirklich!“, versicherte Ma Baker.

„Okay. Ich komme wieder“, antwortete er, dann drehte er sich schnell um und stürzte sich ins Dunkel der Nacht.

Heute schien der Mond nicht über der Insel. Der Himmel war bedeckt, aber die Jasminblüten dufteten stark, und über das Rascheln der Palmblätter im Wind hinweg konnte er weit vor sich die Stimmen seiner Kameraden hören, die an Bord des Dampfers „Rosa“ zurückkehrten.

„Frank!“, rief er. „Warte, Frank!“

Als der Heizer Frank Farrell seinen Namen hörte, trennte er sich von den anderen und wartete auf seinen Wachkameraden.

„Was ist los, Jack?“

„Ich wollte dir bloß sagen“, stieß Jack Davis hervor, „dass ihr ohne mich auslaufen müsst. Ich komme nicht zurück.“

„Was soll denn das heißen?“

„Frag mich nicht. Ich kann es nicht erklären.“

„Nimm Vernunft an. Du musst beim Auslaufen an Bord sein“, erwiderte Farrell ruhig. „Hast du verstanden?“ Er hob seine Armbanduhr an die Augen und sog an seiner Zigarette, dass die Spitze hell aufglühte und das Zifferblatt und für einen Augenblick auch sein hageres Gesicht beleuchtete. „Es ist jetzt kurz vor drei, Jack, du hast fünf Stunden, um zu tun, was du zu tun hast - fünf Stunden! Dann musst du an Bord sein, oder die Gewerkschaft schließt dich aus.“

„Sag dem Obmann, ich liege auf der Schnauze, oder was du sonst willst. Sag ihm, ich kann mich nicht rühren.“

„Nein“, entgegnete Farrell, „das geht nicht, du weißt das.“

„Ich weiß es, aber ich kann's nicht ändern.“

„Hör mal“, sagte Farrell, „den Köder hat man uns allen schon hingeworfen, aber keiner von uns hat das Mädchen gehabt, und du wirst auch nicht der erste sein. Glaub mir, Jack, Ma Baker führt dich an der Nase herum!“

„Ich will Marcelle nicht bloß haben, ich will sie heiraten.“

„Ach, so ist das! Dann geh zurück und frag sie“, entschied Farrell, seine Stimme klang jetzt hart und schneidend. „Frag sie nur!“

„Bring du das den Jungens bei. Und sag es dem Obmann.“

„Gar nichts werde ich sagen“, antwortete Farrell und wandte sich zum Gehen. „Wir sehen uns zum Auslaufen an Bord.“

„Du verstehst nicht.“

„Fünf Stunden werden dir zeigen, dass ich recht habe, Jack.“

Langsam ging Jack Davis zu Ma Bakers Haus zurück, dem Lichtfleck entgegen, der in der stillen Dunkelheit vor ihm schwebte. Er wünschte, er hätte sich Frank Farrell besser verständlich machen können. Keiner verdiente sein Vertrauen mehr als Frank. Aber er hatte nicht die richtigen Worte gefunden. Das beunruhigte ihn, denn gerade Farrell sollte wissen, dass er das Schiff nicht verließ, bloß weil er ein Mädchen „haben“ wollte. In Fitzroy, zu Hause in Melbourne, gab es mehr als genug dunkle Frauen, die sich bereitwillig mit ihm hinlegen würden. Nein, er brach mit der Vergangenheit, weil er dieses Mädchen erobern und heiraten wollte. Sie war seinesgleichen - Marcelle Baker! Er war jetzt achtundzwanzig Jahre alt und sehnte sich danach, endlich wirklich zu leben. Das hätte er Farrell sagen müssen. In den sechs Wochen, die er mit seinem Wachkameraden auf See gewesen war, hatte er ihm kaum etwas verschwiegen, was für ihn Bedeutung hatte. Warum also dies?

Das Licht in Ma Bakers Fenster verschwand für einen Augenblick, dann erhellte es wieder die Tiefe des Raumes und ließ ihn größer erscheinen, wie eine Halle in der Dunkelheit. Er konnte die Umrisse eines Menschen erkennen, der am Tisch saß, Umrisse eines Menschen, die teilweise von dem tief hängenden Palmblatt vor dem Fenster verdeckt wurden. Die schwarze Dunkelheit der Nacht hüllte das Haus, die Bäume und das Gras ein wie Samt. Nichts rührte sich, nur das Licht der Sturmlaterne am Haken im Fensterrahmen flackerte und warf lange Schatten durch den Raum, der so ganz anders war als die Behausungen, in denen er bisher gewohnt hatte.

Den größten Teil seines Lebens hatte er nichts anderes gekannt als die enge, lichtlose Mansarde einer überfüllten Mietskaserne, Räume mit nackten Fenstern über schmutzigen Hinterhöfen mit verfallenen Zäunen, Räume, zu denen ständig der Lärm aus einer billigen Weinstube an der Straßenecke heraufklang, Räume mit schäbigen Möbeln und eisernen Bettstellen, auf deren abgenutzten Matratzen er zusammen mit seiner Mutter, seinen

Schwestern und seinem Bruder und manchmal - bis er achtzehn war - auch mit seinem Vater geschlafen hatte. Als er noch klein war, hatten die unförmigen Wasserflecke an der grauen, feuchten Zimmerdecke in seiner Fantasie gespenstische Bilder heraufbeschworen, Bilder, vor denen er sich fürchtete. Doch er hatte früh gelernt, niemals zu klagen, alle seine Ängste zu unterdrücken : die Angst vor der Dunkelheit, die Angst vor dem Ungeziefer und später auch die Angst vor seinem Vater, der die Mutter über den Mund schlug oder sie auf die eiserne Bettstelle warf und sich an ihr austobte, wenn er betrunken war.

Auch andere Ängste hatte er bald unterdrücken gelernt, als er größer wurde: die Angst, mit weißen Kindern in der Schule zu sitzen, und die Angst vor den Lehrern, die ihn verprügelten, wenn er nicht lernte - warum sollte er lernen, wenn ihn nach Ablauf der Schulzeit doch nur die niedrigsten Arbeiten erwarteten?

All diese Ängste hatte er abzutöten gelernt auf der Schattenseite des Lebens, und noch mehr: die Angst vor dem Hunger und vor der Jagd nach Arbeit, die Angst vor kleinen Diebstählen und vor Richtern und Gefängnissen, alle Ängste außer der einen - zu enden wie sein Vater, den das Leben in einer Stadt der Weißen schließlich zugrunde richtete. Eine ganze Winternacht lang hatte sein Vater betrunken in einer Seitengasse von Fitzroy gelegen, betrunken von Methylalkohol, einen höhnischen Refrain vor sich hin lallend, den ihm jemand beigebracht hatte:

„Nigger hier und Nigger da, das dreckigste Pack, das ich jemals sah ...“

Drei Tage später war er im Krankensaal eines Gefängnisses an Lungenentzündung gestorben.

Die Erinnerung daran ließ Jack Davis niemals los, obwohl er auf verschiedene Weise versuchte sie abzutöten. Eine Zeit lang arbeitete er auf dem Lande, aber er stellte schnell fest, dass der Weiße dort einen Farbigen noch schlechter behandelte als jeder Stadtbewohner. Ernüchtert kehrte er nach Fitzroy zurück. Seine Angst war unvermindert, sie quälte ihn wie ein Albtraum, und so war er schließlich aufs Meer geflüchtet. Unter den Seeleuten, die weniger Vorurteile besaßen als die anderen Weißen, hatte er für kurze Zeit aufatmen können.

Doch kein Schiff bleibt ewig auf See, und der Dampfer „Rosa“ sollte am Morgen nach Melbourne auslaufen - ohne ihn, denn er wollte jetzt keine Stadt mehr sehen und auf keinem Schiff mehr fahren, er wollte sich hier ein neues Leben aufbauen, hier auf dieser Insel, weit, weit weg von Fitzroy.

Lautlos näherte er sich dem Haus, blieb einen Augenblick stehen, dann hob er das Palmblatt vor dem Fenster. Nicht Marcelle saß drinnen am Tisch, sondern Ma Baker. Sie hatte das Gesicht in die Hände vergraben und schien zu schlafen in dem nun schwachen Lampenlicht. Ihr üppiger Busen hob und senkte sich unter dem Baumwollkleid, und der Geldbeutel, der ihr um den Hals hing, wogte mit. Als Jack aufs Fensterbrett klopfte, schrak sie auf und starrte ihn mit glasigen Augen an.

„Ah“, murmelte sie, „ich dachte, du kommst nicht mehr.“

„Ich hab doch gesagt, dass ich komme“, entgegnete er. „Wo ist Marcelle?“

„Die schläft schon.“

„Dann ruf sie her, Ma. Du hast es mir versprochen.“

„Es ist dunkel draußen, und der Mond scheint nicht. Lass sie schlafen bis morgen.“

„Ich will jetzt mit ihr sprechen. Nur einen Augenblick. Weck sie auf. Ich habe mit ihr zu sprechen.“

Er tappte an der Hauswand entlang und trat durch die Tür ein. Hinter dem Vorhang zum Hinterzimmer hörte er leises Geflüster und die Geräusche vorsichtiger Bewegungen.

„Mir scheint, sie ist noch wach.“

„Unterhalte dich ein Weilchen mit mir“, forderte Ma Baker ihn freundlich auf und packte ihn beim Arm, um ihn zurückzuhalten.

Er zog sich einen Stuhl an den Tisch.

„Es ist kein Schnaps mehr im Haus“, sagte sie, „aber genug frisches Kawa. Magst du Kawa?“

„Es schmeckt nach nichts.“

„Aber Kawa ist gut“, verhiess sie, „viel besser als ein Mädchen. Ich werd dir was holen.“

„Ruf Marcelle her, wie du es versprochen hast“, beharrte er.

„Einmal, da lag die ‚Rosa‘ auch im Hafen, da kam ein junger Seemann wie du nachts hierher“, erzählte Ma Baker. „Hatte eine Menge Kawa getrunken. Fühlte sich so wohl danach, so wohl. Hat Marcelle nie wieder angesehen. Am Morgen, bevor er wieder an Bord ging, hat er mir viel Geld geschenkt.“

„Ich hab dir Geld gegeben, obwohl ich nichts getrunken habe.“

„Ja, ja, das hast du“, räumte sie ein und befühlte liebevoll ihren Lederbeutel. „Hast wohl keins mehr übrig, was, Jack?“

„Etwas - für Marcelle!“

„Dir gefällt Marcelle, wie? Hast du was für Marcelle?“

„Sie kann von mir haben, was sie will.“

„Gib es mir“, verlangte Ma Baker. „Gib her, gib mir das Geld. Ich heb's für sie auf. Sie ist zu jung, kann mit Geld nicht umgehen, würde es nur verschwenden.“

„Soll sie.“

„Nein, gib es mir.“

„Ich möchte es ihr selbst geben“, entgegnete er. „Begreifst du denn nicht, ich will mit ihr allein sein.“

„Als ich jung und hübsch war wie sie“, sagte Ma Baker, „haben mir die Männer immer Geld gegeben. Willst du nicht ...“

Er schüttelte den Kopf. „Nichts zu machen, Ma!“ Seine Stimme hatte jetzt einen härteren

Klang.

„Du willst mir's nicht geben?“

„Nein!“

„Oh!“, stöhnte Ma Baker. „Ich bin dick und tauge zu nichts mehr.“ Sie klatschte in die Hände, Tränen der Enttäuschung in den Augen. „Marcelle!“, rief sie schrill. „Marcelle, komm mal einen Moment raus, ja?“

Wie sie barfuß in den Raum trat, in einem weiten Hemd, das lange dunkle Haar zerzaust und strähnig auf der feuchten Haut von Gesicht und Nacken, erschien ihm Marcelle begehrenswerter denn je. Sie sah jetzt zart und mädchenhaft aus, an ihr war nichts mehr von der Strenge, mit der sie ihn bisher in Schranken gehalten hatte. Den verschwörerischen Blick, den sie ihrer Mutter sofort in heimlichem Einverständnis zuwarf, bemerkte er nicht. Er hatte nur Augen für ihre Schönheit, für den leicht geöffneten, weichen Mund, für die leuchtenden dunklen Augen unter langen Wimpern und für ihre Brüste, deren Spitzen gegen den dünnen Stoff des Hemdes drängten. Als sie an ihm vorbeihuschte und ihn flüchtig berührte, erregte ihn der Geruch ihres Körpers wie nichts zuvor und brachte ihn fast um den Verstand. Ja, er liebte sie. Er beehrte sie.

„Jacky“, fragte sie, es klang jetzt zärtlich in seinen Ohren und nicht spöttisch, was führt dich so spät zu uns zurück?“

„Er hat was für dich, Marcelle“, erklärte Ma Baker.

„Für mich?“, rief das Mädchen aus.

„Ich möchte mit dir allein sprechen, Marcelle“, bat Jack Davis, „über etwas, was für dich und für mich wichtig ist.“

Sie lachte leise, und als ihre Mutter durch den Raum watschelte und hinter dem Vorhang verschwand, glitt sie auf seinen Schoß wie ein dunkles, geschmeidiges Kätzchen und legte die Arme um seinen Hals. Er verharrte regungslos, rührte sie nicht an. Es war, als hätte diese unerwartete, ersehnte Vertraulichkeit sein Verlangen eher gedämpft als entflammt. Sie schmiegte sich enger an ihn, seufzte und gähnte.

„Sprechen können wir morgen früh, Jacky-Jacky“, sagte sie. „Aber gib mir jetzt, was du für mich hast.“

„Bin ich immer noch nichts anderes für dich?“, fragte er, gequält von zahllosen Erinnerungen, die bei der Entstellung seines Namens auf ihn eindrangen. „Nur Jacky-Jacky?“

„Ich hab's nicht böse gemeint“, entgegnete sie.

„Die Weißen, die uns alle Jacky-Jacky nennen, sind keine guten Weißen, das weißt du doch, Marcelle!“

„Aber Jacky passt besser zu dir als Jack“, beharrte sie. „Du hast schönes dunkles Haar, eine schöne dunkle Haut, schöne dunkle Augen - du siehst gut aus, Jacky, und du bist stark!“

„Das sagst du nur, weil ich was für dich habe.“

„Aber nein, Jacky!“ protestierte sie. „Du bist wirklich ein schöner Mann. Ich mag dich“

„Aber ich, ich könnte dich lieben, Marcelle. Ich würde dir alles geben, würde alles für dich tun. Ich würde für dich arbeiten, damit du es gut hast.“

Erregt drückte er sie an sich, presste seinen Mund auf den ihren, legte die Hände auf ihre warmen Brüste und atmete wieder den berausenden Geruch ihres Körpers ein.

„Marcelle“, flüsterte er, „du sollst es bei mir so gut haben wie eine Weiße.“

Er spürte, wie sie sich versteifte, wie sich ihre Lippen den seinen verschlossen, dann drängten ihn ihre Fäuste weg. „Ich bin eine Weiße!“ stieß sie hervor. „Fast eine Weiße, hörst du? Ich hab's dir schon mal gesagt!“

Und sie schlug ihm ins Gesicht, hart und wild.

„Marcelle!“, schrie er auf, nicht vor Schmerz, sondern in seelischer Qual. „Ich will dich heiraten. Ich werde wieder auf See gehen und für dich arbeiten. Ich will dich heiraten. Deswegen habe ich mein Schiff und meine Kameraden verlassen, nur deswegen! Ich werde gut zu dir sein. Willst du mich heiraten?“

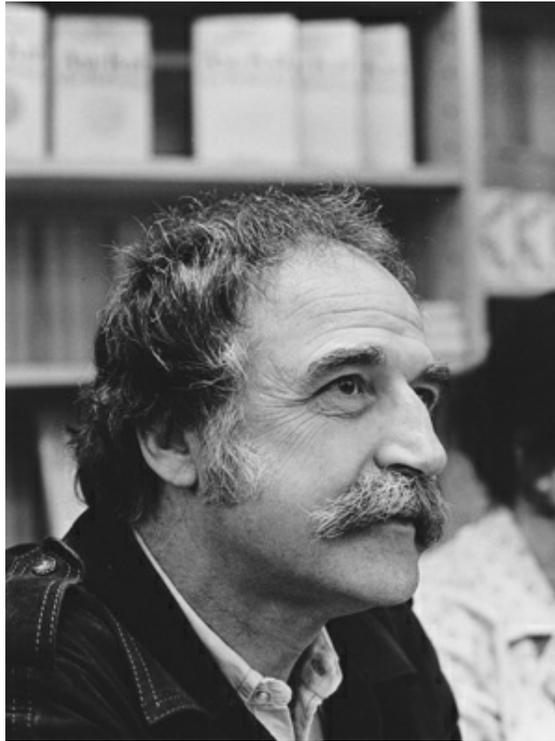
„Niemals!“ Sie glitt von seinem Schoß herunter und sah ihm wütend ins Gesicht. „Dich heiraten! Du bist doch bloß ein dreckiger Heizer auf einem Trampdampfer. Und ein Mischling obendrein! Aber ich bin eine Weiße und werde einen Weißen heiraten.“ Sie lachte schrill. „Jacky-Jacky!“ höhnte sie. „Bei mir nicht!“

Wie ein vielfaches Echo aus der Vergangenheit traf ihn dieses zweite „Jacky-Jacky“ aus Marcelles Mund, die doch selbst ein Halbblut war, traf ihn wie ein Peitschenschlag. Mit einem unmenschlichen Aufschrei, in dem alle Ängste und der Hass seines ganzen Lebens zusammengedrängt waren, sprang er auf, riss die Sturmlaterne vom Haken und schlug den schweren Metallfuß dem Mädchen an den Kopf - einmal, zweimal, bis das Glas in seiner Hand zersplitterte, der Rahmen sich verbog und eine Flamme über den herauslaufenden Brennstoff züngelte, sodass sein Arm zu einer lodernden Fackel wurde, die ein unheimliches Licht über die am Boden liegende Marcelle warf.

Er ließ die Lampe fallen. Einen Augenblick lang stand er wie erstarrt da, spürte nicht das Brennen auf seiner Haut. Im Schein der Flammen sah er, wie der Vorhang zum Hinterzimmer aufgerissen wurde und Ma Baker aus dem Dunkel auftauchte. Er hörte sie kreischen, drehte sich um, stürzte zum Fenster und schwang sich hinaus. Das Palmblatt peitschte ihm ins Gesicht. Er merkte es nicht. Er floh in die Nacht.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch <http://www.ddrautoren.de/Kaufmann/Kai/kai.htm> ***

Walter Kaufmann



Walter Kaufmann (eigentlich Jizchak Schmeidler) wurde 1924 in Berlin als Sohn einer jüdischen Verkäuferin geboren und 1926 von einem jüdischen Anwaltsehepaar adoptiert. Er wuchs in Duisburg auf und besuchte dort das Gymnasium. Seine Adoptiveltern wurden nach der Reichskristallnacht verhaftet, kamen ins KZ Theresienstadt und wurden im KZ Auschwitz ermordet. Ihm gelang 1939 mit einem Kindertransport die Flucht über die Niederlande nach Großbritannien.

Dort wurde er interniert und 1940 mit dem Schiff nach Australien gebracht. Anfangs arbeitete er als Landarbeiter und Obstpflücker und diente als Freiwilliger vier Jahre in der Australischen Armee.

Nach 1945 verdiente er seinen Lebensunterhalt als Straßenfotograf, auf einer Werft, im Schlachthof und als Seemann der Handelsmarine. 1949 begann er seinen ersten Roman, der 1953 in Melbourne erschien.

1957 übersiedelte er in die DDR, behielt jedoch die australische Staatsbürgerschaft. Seit Ende der 1950er Jahre ist Walter Kaufmann freischaffender Schriftsteller. Ab 1955 gehörte er dem Deutschen Schriftstellerverband und ab 1975 der PEN-Zentrum der DDR, dessen Generalsekretär er von 1985 bis 1993 war. Er ist Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland.

Walter Kaufmann war außerdem in mehreren DEFA-Filmen als Darsteller tätig, teilweise unter dem Pseudonym John Mercator.

Auszeichnungen

1959: Mary Gilmore Award

1961, 1964: Theodor-Fontane-Preis des Bezirkes Potsdam

1967: Heinrich-Mann-Preis

1993: Literaturpreis Ruhrgebiet

Bibliografie

Werke in englischer Sprache

Voices in the storm. Australian Book Society, Melbourne 1953.

The curse of Maralinga and other stories. Seven Seas Publishers, Berlin 1959.

American encounter. Seven Seas Publishers, Berlin 1966.

Beyond the green world of childhood. Seven Seas Publishers, Berlin 1972.

Werke in deutscher Sprache

Wohin der Mensch gehört. Verlag Neues Leben, Berlin 1957.

Der Fluch von Maralinga. Aus dem Englischen übersetzt von Johannes Schellenberger. Verlag Neues Leben, Berlin 1958.

Ruf der Inseln. Aus dem Englischen übersetzt von Hannelore Sanguinette und Elga Abramowitz. Verlag Volk und Welt, Berlin 1960.

Feuer am Suvastrand. Aus dem Englischen übersetzt von Hannelore Sanguinette, Bernd Hanisch und Elga Abramowitz. Aufbau-Verlag, Berlin 1961.

Kreuzwege. Verlag Neues Leben, Berlin 1961.

Die Erschaffung des Richard Hamilton. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1964.

Begegnung mit Amerika heute. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1965.

Unter australischer Sonne. Deutscher Militärverlag, Berlin 1965.

Hoffnung unter Glas. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1966.

Stefan – Mosaik einer Kindheit. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. Edition Holz im Kinderbuchverlag, Berlin 1966.

Unter dem wechselnden Mond. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1968.

Gerücht vom Ende der Welt. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Vietinghoff. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1969.

Unterwegs zu Angela. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Verlag der Nation, Berlin 1973.

Das verschwundene Hotel. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Verlag Junge Welt, Berlin 1973.

Am Kai der Hoffnung. Aus dem Englischen übersetzt von Elga Abramowitz u. a. Verlag der Nation, Berlin 1974.

Entführung in Manhattan. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Kinderbuchverlag, Berlin 1975.

Patrick. Verlag Junge Welt, Berlin 1977.

Stimmen im Sturm. Aus dem Englischen übersetzt. Verlag der Nation, Berlin 1977.

Wir lachen, weil wir weinen. F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig 1977.

Irische Reise. Kinderbuchverlag, Berlin 1979.

Drei Reisen ins gelobte Land. Brockhaus, Leipzig 1980.

Kauf mir doch ein Krokodil. Edition Holz, Berlin 1982.

Flucht. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1984.

Jenseits der Kindheit. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. Kinderbuchverlag, Berlin 1985.

Manhattan-Sinfonie. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik und Wilhelm Vietinghoff. Militärverlag der DDR, Berlin 1987.

Tod in Fremantle. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1987.

Die Zeit berühren. Berlin 1992.

Ein jegliches hat seine Zeit. Berlin 1994.

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo. Dietz Verlag, Berlin 1997.

Über eine Liebe in Deutschland. Dietz Verlag, Berlin 1998.

Gelebtes Leben. Dietz Verlag, Berlin 2000.

Amerika. BS Verlag, Rostock 2003.

Die Welt des Markus Epstein. ddp goldenbogen, Dresden 2004.

Im Fluss der Zeit. Ditrich Verlag, Berlin 2010.

E-Books von Walter Kaufmann

Stefan – Jenseits der Kindheit

ISBN: 978-3-86394-560-2

Wohin der Mensch gehört

ISBN: 978-3-86394-561-9

Der Fluch von Maralinga

ISBN: 978-3-86394-562-6

Kreuzwege

ISBN: 978-3-86394-563-3

Die Erschaffung des Richard Hamilton

ISBN: 978-3-86394-564-0

Unter australischer Sonne

ISBN: 978-3-86394-565-7

Unter dem wechselnden Mond

ISBN: 978-3-86394-566-4

Unterwegs zu Angela

ISBN: 978-3-86394-567-1

Das verschwundene Hotel

ISBN: 978-3-86394-568-8

Am Kai der Hoffnung

ISBN: 978-3-86394-569-5

Entführung in Manhattan

ISBN: 978-3-86394-570-1

Patrick

ISBN: 978-3-86394-571-8

Kauf mir doch ein Krokodil

ISBN: 978-3-86394-572-5

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo

ISBN: 978-3-86394-573-2

Gelebtes Leben

ISBN: 978-3-86394-575-6

Die Welt des Markus Epstein

ISBN: 978-3-86394-576-3

Voices in the storm

ISBN: 978-3-86394-577-0

The curse of Maralinga and other stories

ISBN: 978-3-86394-578-7

American encounter

ISBN: 978-3-86394-579-4

Beyond the green world of childhood

ISBN: 978-3-86394-580-0

Weitere Informationen unter <http://www.ddrautoren.de>